

Was ist israelisch?

Momentaufnahmen aus einem Land, das mit Terror, Hass und Bedrohung lebt. Eine Expedition in Szenen

Von Anke-Sophie Meyer / Die Welt

Israelisch ist, wenn ein Land, von allen Seiten in seiner Existenz bedroht, es dennoch schafft, sich zu einem munter-geschäftigen grünen Eiland zu entwickeln – inmitten einer Weltgegend, die von Krieg, Terror und Trockenheit gekennzeichnet ist. Und wo Besucher oft den Satz hören: „Wir sind optimistisch“. Doch beginnen wir mit dem Anfang einer Reise in ein Sehnsuchtsland.

Flughafen Ben Gurion. Noch verschlafen tritt eine Frau aus der Warteschlange heraus und begrüßt den Mann an der Passkontrolle mit „Guten Tag“. Der schaut auf, lacht und fragt in perfektem Deutsch, wie das Wetter in Berlin sei. Die beiden plaudern. Wir sind doch in Israel, wundert sich die Frau, als sie längst die Kontrolle passiert hat. „Warum spricht der deutsch? Und warum ist er so freundlich zu mir? Er weiß doch, dass ich in meinem Rucksack deutsche Schuld transportiere.“

In Yad Vashem führt mich eine junge Jüdin aus Koblenz durch die Holocaust-Gedenkstätte. Sie ist vor einigen Jahren nach Israel ausgewandert. Neben dem Passkontrolleur und dem Jerusalemführer mit hanseatischen Wurzeln noch eine weitere junge Deutsche, die in Israel ihre neue Heimat gesucht und gefunden hat. Auch wenn oder gerade weil das Leben hier so anders ist als in Deutschland. In seinem Gedicht „Denk dir“ spricht Paul Celan von einem „Stück bewohnbarer Erde“, einer Erde, die Menschen „gehalten“ habe. Er spricht über den Gewinn eines Ortes, der nicht nur Heimat meint, sondern auch als Behausung für das „Unbestattbare“ eine dauerhafte, bergende Erinnerung ermöglicht. Aber ist diese Erde nicht auch eine Lebensversicherung für Juden auf der ganzen Welt?

Ich habe mir angeschaut, wie ihr das mit den Flüchtlingen in Deutschland macht“, sagt der Bürgermeister von Tel Aviv. „Ich war in Tempelhof. Wir haben hier viele Einwanderer aus Afrika. Das ist auch nicht einfacher.“ Ron Huldai spricht offen und gut gelaunt über Flüchtlinge in Israel. 40.000, vorwiegend Nordafrikaner,

haben in Israel Zuflucht gesucht. Nur wenige wurden bislang als Flüchtlinge anerkannt. Warum Israel so rigoros verfährt, frage ich nach: „Wir sind schon ein Staat von Geflüchteten“, kommt die Antwort prompt. „Und jüdische Einwanderer sind nach wie vor willkommen. Sie erhalten noch am Flughafen ihre Staatsbürger-Urkunde.“ Und so wuchs Israel rasant: von knapp einer Million 1947 auf inzwischen über acht Millionen.

Jerusalem. Der Ort hat etwas Magisches, das stets mitschwingt. Ich bin zugleich berauscht, wissensdurstig und heillos überfordert mit der Verarbeitung der Eindrücke. Eingebettet in die Berge Judäas verortet die Stadt Schlüsselereignisse der drei Weltreligionen: Hier starb Jesus, hier begann Mohammeds Himmelreise, und die Juden hatten die Zerstörung des Tempels zu beklagen. Klagemauer für die Juden, Grabeskirche für die Christen, Felsendom und Al-Aqsa-Moschee für die Muslime. Und das alles auf engstem Raum.

Wie in Trance wuchten Teilnehmer einer Prozession ein überdimensioniertes Kreuz durch die engen Gassen der Via Dolorosa vorbei an chinesischem Ramsch. Den sollen die touristischen Pilger kaufen, wenn das Kreuz abgegeben ist. Wenige Schritte entfernt wirkt Jerusalem mit den vielen kleinen Gassen und Winkeln introvertiert und erhaben über die Zeit.

Erhaben über den alltäglichen Broterwerb durch Arbeit wirken auch die jungen Männer in schwarzen Anzügen, Hüten, Kniestrümpfen und Lackschuhen, von deren Schläfen lange Locken hängen. Gut gelaunt und tief ins Gespräch versunken, sind sie in kleinen Männer-Grüppchen in der Altstadt unterwegs. Ich denke an ihre Frauen, die zugeknöpfte Blusen, knöchellange Röcke und Perücken auf ihren geschorenen Köpfen tragen und für die die Regierung sich ein Bildungsprogramm ausgedacht hat, damit sie irgendwann in der Lage sind, „dem religiösen Faulenzertum“ ihrer Männer durch Kraft, Ausbildung und Beruf entgegenzutreten.

Fünf Uhr früh auf der Terrasse im Lutherischen Hospiz Jerusalem mit Blick auf den Tempelberg. Ein Glockenspiel schmeichelt sich ins Ohr, und ein junger Orthodoxer stürzt sich mit seinem Mountainbike die Treppen der Altstadt herunter. Wagemutig, routiniert, unfallfrei. Das Fahrrad stellt er neben entsorgte Sessel, Kühlschränke und Matratzen.

In Israel gibt es kein unbewachtes Museum, keine unbewachte Universität, kein Einkaufszentrum oder Veranstaltungen ohne Kontrolle“, klärt mich die junge Israelin neben mir in der Warteschlange vor einer Einkaufspassage auf. „Wenn ich eine Palästinenserin mit Rucksack sehe, bekomme ich für einen Moment ein mulmiges Gefühl“, erzählt sie. Ich überlege, wie das für mich ist, wenn ich in Berlin mit dem Bus nach Neukölln fahre und der junge Mann vor mir seine arabischen Mails liest. Bekommt er gerade Nachrichten von der IS oder tauscht er sich über die besten Energiedrinks im Fitnessstudio aus? Ist das mulmige Gefühl überhaupt vergleichbar? Gehen wir in Deutschland einer ähnlichen Entwicklung entgegen? „Man braucht ein starkes inneres Wertegerüst“, meint die Israelin - und arabische Freunde. Sonst schwemmt einen der eigene innere Rassismus weg“, sagt die Jüdin nüchtern, als ob sie meine Gedanken erraten hat.

An der Klagemauer in der Mittagshitze. Kleine Zettel in den Ritzen. Frauen beten auf dem für sie vorgesehenen Abschnitt. Ich soll meine Schultern bedecken, werde ich aufgefordert. Gibt es einen Aufstand der Ultraorthodoxen, wenn Frauen und Männer zusammen beten, wie die Regierung es plant?

Zwei Touristinnen im Gespräch in einem Café an der Via Dolorosa. „Hat dich der Jerusalem-Virus gepackt? Hast du die Energie rund um die Klagemauer gespürt?“, fragt die eine. „Ich bin Naturwissenschaftlerin“, erwidert die andere.“ „Die Sonne strahlt unablässig auf das alte Gemäuer und lädt es mit Hitze auf. Und die, nichts sonst, spürst du, wenn du den Kopf dranhältst.“

Warten auf einen hohen kirchlichen Würdenträger. Er hat sich verspätet. „Eine palästinensische Frau soll einen israelischen Soldaten mit dem Messer angegriffen haben“, erklärt er. Was tatsächlich passiert ist, weiß an diesem Abend niemand. Der allgegenwärtige Aufeinanderprall mit meist blutigem Ausgang gehört zum Alltag. Straßen werden gesperrt. Für vergleichsweise kurze Zeit geht nichts mehr. „Als Pfarrer versuche ich, über die Arbeit mit Kindern etwas zu ändern. Wir fördern arabische Mädchen und Jungen gleichermaßen. Viele Menschen in Israel versuchen - Sisypchos gleich - das Zusammenleben der so meilenweit voneinander Entfernten, tief in die eigene Ideologie Verstrickten, zu verbessern. Von den Religionsvertretern bis zu politischen und zivilen Kräften“, sagt Ibrahim Azar.

Ich weiß, ich soll hier heute Abend über den interreligiösen Dialog sprechen“, sagt Probst Wolfgang Schmidt, Vertreter der Evangelischen Kirche in Jerusalem. Ich erzähle ihnen, wie der konkret aussieht, wenn ich hier mit der Kleidung eines christlichen Würdenträgers durch die Straße laufe, spucken die ultraorthodoxen Juden vor mir aus.“ Der Jerusalemer Pfarrer Ibrahim Azar, einst Theologiestudent in München und seit Januar Bischof der Evangelisch Lutherischen Kirche im Heiligen Land, widerspricht nicht.

Busfahrt von Jerusalem Richtung Gaza-Grenze. Ich stehe am Black Arrow Point mit Sicht auf den Gazastreifen. Es ist ruhig, die Felder sind grün. Fast möchte man loslaufen, nur die brennende Sonne stört. Ein Militärjeep fährt vor, vier israelische Soldaten in Uniform, schwer bewaffnet und in guter Stimmung steigen aus. Einer erklärt uns: „Wir beobachten das Land vor Gaza rund um die Uhr mit Drohnen. „Und wer wertet das Material aus?“, will ein Mann wissen.“ „Frauen“, grinst der Vorgesetzte der Soldatinnen. „Ausschließlich Frauen. Wir haben herausgefunden, die können Bildschirmarbeit am besten.“

Und dann Tel Aviv. Sechs Uhr morgens am Strand. Ich warte auf Amos Oz. Der soll hier um diese Zeit sein. Das Meer ist glatt und blau. Ich lege meine Sachen auf einen Stuhl, den die Strandwächter vergessen haben. Die frühen Jogger sehen nicht wie Diebe aus.

Vier Stunden später bestaune ich die weiße Stadt, die weltgrößte Ansammlung von Gebäuden im Bauhausstil im Zentrum von Tel Aviv. Ausgangspunkt ist der von Bäumen gesäumte Rothschild-Boulevard. Kubistische Würfel in makellosem Weiß strahlen mir entgegen. An ebenso schöner Bausubstanz - gleich daneben - bröckelt der Putz. Das Haus wirkt marode. Nach der Machtergreifung der Nazis in Deutschland hatten Architekten unterschiedlicher Herkunft in Tel Aviv den dringend notwendigen bezahlbaren Wohnraum geschaffen. Der internationale Stil traf den Nerv der Zeit. „Keine Schnörkel des Jugendstils mehr, sondern erschwinglicher, funktionaler Wohnraum mit Flachdächern, vertikalen Lichtleisten über den Treppenhäusern, großen Balkonen, in deren Balustraden horizontale Schlitze eingezogen wurden, damit die Luft besser zirkulieren kann“, erklärt Sharon Golan, Architektin und Mitarbeiterin der Denkmalbehörde in Tel Aviv. Die Form folgt der Funkti-

on. Um drei Stockwerke dürfen die denkmalgeschützten Bauhaus-Häuser aufgestockt werden. Die sonst so strenge Unesco hat beim Weltkulturerbe Augenmaß bewiesen. Zusätzlicher Wohnraum ist im kleinen Israel wichtig und verhilft den Besitzern zu Geld, das (hoffentlich) für die Instandsetzung eingesetzt wird.

Busfahrt von Tel Aviv in die Negev-Wüste im Süden des Landes. Grüne Plantagenlandschaften überall. Wieso ist so ein kleiner Wüstenstaat, nicht größer als Hessen, wirtschaftlich so erfolgreich, frage ich mich. Ich bin mit einem langjährigen Bewohner und Sprecher vom Kibbuz Hazerim, gegründet 1946, verabredet. Der Raum, in dem wir zu Mittag essen wollen, erinnert an alte Mensazeiten. In der riesigen Aula stehen Obst und Gemüse, aber auch Fisch- und Fleischgerichte aus eigenem Anbau zur Selbstbedienung für Arbeitende und Gäste bereit. Der Mitarbeiter erzählt, wie alles begann. „Von dem leben, was der Boden hergibt“, hieß die Devise. Ich erfahre, dass dies zumindest die meist ungläubigen, kommunistisch orientierten Zionisten, die Gründer der Kibbuz-Bewegung, wollten.

Ich erinnere mich an einen Lehrer, der mir Ende der 70-Jahre beibrachte, dass Kibbuz (hebräisch „versammeln“) das Synonym für eine der größten jüdischen Emanzipationsversuche des 20. Jahrhunderts sei. Nicht aus religiösen Gründen, sondern um eine klassenlose jüdische Gemeinschaft aufzubauen, wollte man sich zusammenfinden, erklärte er.

Und heute? Was ist aus der Bewegung geworden, der sich auch junge Deutsche in den 60er- und 70er-Jahren vorübergehend anschlossen? Wie es aussieht, ein Auslaufmodell. Lebten zu Zeiten von Israels Staatsgründung noch etwa neun Prozent der Bevölkerung in Kibbuzim (und galten als Pioniere und Elite des Landes), sind heute gerade mal 1,8 Prozent übrig geblieben, lerne ich. Der Schwund begann 1977, als die Arbeiterpartei die Macht an den rechten Likud verlor. Dieser richtete das Land neu aus. Die Kibbuzim mussten ohne staatliche Förderung auskommen. Einige schlossen, andere nahmen Schulden auf, um zu investieren, riskierten etwas, industrialisierten sich, errichteten Hotels und Fabriken. „Nach dem Mittagessen zeige ich Ihnen ein Beispiel für gelungene Veränderung“, kündigt mein Begleiter an.

Nur wenige Minuten von der Großkantine entfernt, betrete ich eine riesige Lagerhalle. Hier brummen die Maschinen und produzieren einzelne Teile für künstliche Bewässerungsanlagen weltweit. Die sind inzwischen neben einer Jojoba-Plantage eine der Haupteinkaufsquellen im Kibbuz Hazerim. Dort fanden Mitglieder heraus, dass ein paar Tropfen Wasser genügen, wenn sie gezielt und rechtzeitig die Pflanzen erreichen. Sie gründeten die Firma Netafim, heute der führende Anbieter von Tropfbewässerungssystemen mit einem Marktanteil von international mehr als 70 Prozent.

Insgesamt habe sich der Kibbuz als Modell einer klassenlosen Agrargesellschaft längst überlebt, erfahre ich vom Kibbuz-Sprecher. Drei Viertel ihrer Gesamteinnahmen erzielen die Kibbuzim heute mit Industriebetrieben. Besonders in den strukturschwachen Gebieten im Norden und Süden Israels zählen sie zu den wichtigsten Arbeitgebern. Mehr als 35.000 Israelis arbeiten dort. Nur knapp ein Drittel davon sind auch Kibbuz-Mitglieder. Sowieso sind nur 1,7 Prozent der über acht Millionen Israelis noch Mitglieder eines Kibbuz. „Ich hoffe, ich habe Ihren Idealismus nicht ganz erdrosselt, sagt der Sprecher bevor ich gehe. Das passiert leider häufiger.“ Er weiß nicht, dass ich „Unter Freunden“ von Amos Oz gelesen habe. Der entlarvt das Kibbuz-Leben als das, was es war, hart und mit wenigen Entwicklungschancen für den Einzelnen.

Golanhöhen. Ein Logenplatz für jeden Kriegsschaustichtigen. Touristen-Busse fahren hier herauf, vorbei an Bergwiesen in sattem Grün. Nur die Warnungen vor Tretminen verraten: Ich bin in ehemaligem Kriegsgebiet. Es ist heiß. Eine Dunstglocke verhindert den Blick auf die Vororte der syrischen Hauptstadt. Damaskus ist weniger als 40 Kilometer entfernt. Von hier oben, 1.165 Meter über dem Meeresspiegel, blickt man auf grüne Apfelplantagen und Weinhänge. Im Winter fahren Israelis hier Ski. Mit dem Fernrohr entdeckte ich den Grenzverlauf. Eine parzellierte Landschaft. Hier treffen die Kriegsparteien aufeinander: Assad-Truppen und IS-freundliche al-Nusra und Yarmouk-Brigaden. Noch Ende Juni gab es einen militärischen Schlagabtausch: Der israelisch besetzte Teil der Golanhöhen wurde aus Syrien beschossen. Die israelische Luftwaffe flog daraufhin Angriffe gegen Syrien.

An einem fünf bis zehn Kilometer langen Abschnitt steht der IS. Direkt an der Grenze zu Israel. Mir fällt das viele Jahre lang kursierende Bonmot unter den hier stationierten UN-Blauhelm-Soldaten ein: Die einzige realistische Verletzung, die man sich während des Dienstes auf dem Golan zuziehen könne, sei eine Leberzirrhose. Stimmt das noch?

8.30 Uhr im Außenministerium auf dem Itzhak Rabin Boulevard in Jerusalem. „Wir reden mit allen Staaten“, sagt der Sprecher. „Wir haben unsere Prinzipien und Analysen, aber wie sprechen mit allen und loten aus. Immer nach Lage der Dinge.“ Der ewig währende Nahost-Konflikt, die Sicherheitslage und die Sehnsucht nach einer Lösung - hier wird er nüchtern-pragmatisch und kurzfristig behandelt.

Dr. Eyal Sela kommt gerade aus dem Operationsaal. Hinter der Tür liegt Majed, ein 15-jähriger syrischer Patient. Eine Granate hat ihm den Kiefer zerfetzt. Eyal Sela gehört zum Chirurgen-Team des Galilee

Medical Centers in Nahariya. Über 1.600 Patienten aus dem umkämpften syrischen Grenzgebiet jenseits der Golan-Höhen haben es bislang hierher geschafft. Bis zur syrischen Grenze sind es 30 Kilometer. Nördlich des Krankenhauses liegt der See Genezareth. „Sie glauben, wir Israelis trinken ihr Blut“, erzählt Eyal Sela über seine Patienten. „Kaum sind die Kopfverletzungen operiert, wollen sie so schnell wie möglich wieder nach Hause – ins Kriegsgebiet.“

Ich frage mich, wie Syrer oder Palästinenser aus dem Westjordanland all dies beschrieben hätten und denke an Hebron, die Stadt, in der Palästinenser und israelische Siedler - noch 50 Jahre nach dem Sechstagekrieg - unter ständigen Spannungen nebeneinanderher leben und die ich nicht besucht habe.